

Ein Gefühlsmensch.

Skizze von Anna Wahlenberg.

Die Uhr war über zwei, aber ein gut Teil der Gäste verweilte noch in den eleganten Salons und kleinen Zimmern. Es war ein öffentliches Fest in einem öffentlichen Lokal, und man hatte deshalb keine Rücksicht auf die Wirte zu nehmen, sondern konnte bleiben, so lange es einem beliebte.

An ein paar zusammengeschobenen Tischen sah eine muntere Gesellschaft, hauptsächlich aus Herren bestehend, und unter ihnen war einer, der fast ununterbrochen das Wort führte. Er war groß, kraftvoll und jovial, das Gesicht strahlend von Frohsinn und die Stimme vibrierend vor Wärme und Innigkeit, wenn er auf einen seiner Freunde eine Rede hielt, war recht oft und ohne besondere Veranlassung geschah.

Wo oder wann man ihn traf, zu Hause oder anderswo, auf der Straße oder im Kontor, auf einem Fest oder am Alltags, um zehn Uhr morgens oder um vier des Nachts, er war so gut wie immer der gleiche, gewandt, interessiert, lebhaft und herzlich. Und wenige hatten ihn bei ernstlicher schlechter Laune gesehen, obgleich er wohl dann und wann Grund gehabt hätte, verstimmt zu sein, denn es war allgemein bekannt, daß seine Gefühle nicht behändig in bester Ordnung waren.

Im Sofa, einige Plätze von ihm entfernt, sah seine Frau zurückgelehnt und gleichsam ein wenig überhalb des Kreises. Sie sah milde und sprach im Augenblick nicht, sondern spielte nur mit ihrem Fächer, den sie nervös auf- und zuschlug und bald auf der Vorderseite, bald auf der Rückseite betrachtete.

Schon zweimal hatte sie versucht, ihren Mann zu bewegen, mit ihr nach Hause zu fahren. Auf die erste Anforderung hatte er gar nicht geachtet, sondern nur scherzend gefragt, ob „seine Kleine schlaftrig sei“, beim zweiten Mal aber war er wirklich gegangen und hatte nach dem Wagen telephoniert.

Dieser wollte indessen schon eine gute Weile da sein, aber als sie ihrem Mann ein erinnerndes Zeichen machte, antwortete er nur mit einem freundlichen Schelm und einem liebevollen Nicken, als ob er sie so verlassen hätte, daß sie nur eine kleine eheliche Freimaurerei in Gang bringen wolle, damit sie aus der Entfernung einander ihre liebevolle Zärtlichkeit ausdrücken könnten. Und dann setzte er sein Gespräch oder richtiger seinen Vortrag fort.

Nach dem Toast auf seine Freunde war er ganz ungefühl auf sein Verhältnis zu ihnen gekommen und auf diese Weise veranlaßt, recht viel von sich selbst zu sprechen, was ihm schon immer einmal passieren konnte.

„Wie es so geht,“ sagte er, „es erschrickt einen, so zwischen guten Freunden und Bekannten zu sitzen. Man hat mehrere Tage danach noch Gutes davon. Das ist die reine Wahrheit. Profit und Dank euch...“ (Allgemeines Anstöhnen.) „Ja, Dank euch, daß ich hier sitzen und mich eins mit euch fühlen darf, obgleich ich wohl weiß, daß ich in gewisser Weise diese Würde nicht genügend verdiene. Es ist an mir nichts Merkwürdiges wie bei euch andern. Ich bin keine Künstlerseele, ich habe keinen Denkerkopf (er klopfte sich selbst auf den Schläfen). Ich halte nicht die Welt in Schach mit meiner Feder. Und ich bin auch kein Maginat, aber sein kann, was er will, weil er die Macht des Goldes hat, seinen Freunden zu helfen und sie zu schützen. Nein, keine dieser Eigenschaften ist auf mein Los gefallen. Und doch willt ihr mich unter euch sehen. Darum danke ich euch mit meinem besten Dank! Doch halt, ich nehme zurück! Es gibt doch ein Ding, aber nur ein einziges, das mich zu einem Menschen erster Klasse macht, und das sind meine Gefühle. Ich bin ein Gefühlsmensch, seht, und in der Hinsicht überflügelt mich keiner. Was ihr versteht, das fühle ich tief drinnen in meiner Brust. Sprecht von Kunst, spricht von Literatur, beschreibet sie, distanzier sie! Ach, alles, was ihr sagt, habe ich schon in mir verhandelt mit den mythischen Kräften des Gefühls, die viel schneller arbeiten als die des Verstandes kritisiert einen Menschen, lobt ihn, bezieht ihn! Ach, ich kenne ihn weit früher als ihr und weiß, ob ich mich zurückziehen muß oder ihn in die Arme schließen kann. Aber am liebsten schließe ich ihn in die Arme! Es tut gut, Hände zu drücken und Herzen klopfen zu fühlen! Ich bin ein Gefühlsmensch, seht! Ich kann nicht dafür.“

Die andern lachten, prosteten und klopfen ihm auf die Schultern. Seine Frau aber erhob sich leise, schlich sich hinter den Rücken der andern nach seinem Stuhl und beugte sich nieder zu seinem Ohr.

„Nun hat der Wagen eine Stunde gewartet“, flüsterte sie.

„Na ja, wer denkt an einem solchen Abend an Wartetage!“, sagte er stotternd und laut, so daß alle es hörten.

„Aber die Pferde und der Kutscher frieren. Es sind fünfzehn Grad Kälte.“

„Ach, die sind abgehärtet. Die Gewohnheit, Liebe, versöhnt einem mit allem. Setz dich, liebe Emilie, und sei ruhig. Ich will nur mein Glas austrinken, dann gehen wir.“

Und er streckte ihr die Wange und nickte ihr zu, während er sein gewöhnliches Lächeln lächelte. Es lohnte nicht, eigenfönnig zu sein. Sie schlich sich ebenso leise fort, wie sie gekommen, aber statt an ihren vorigen Platz zurückzutreten, ging sie nach dem Fenster, wo sie stehen blieb, und sah hinaus in die schwarze Nacht.

„Sagen Sie nach dem Wagen?“ fragte eine Stimme dicht neben ihr.

Es war einer der Herren aus der Gesellschaft, ein junger Journalist, der ihr nachgegangen war. Die Müdigkeit in ihren Bewegungen, wie sie dahinschlief, hatte ihm eine gewisse Teilnahme eingeflöszt, und es tat ihm leid, daß sie dort allein und verlassen stand. Außerdem waren sie sich nicht fremd. Er war mehr als einmal Gast in ihrem Haus gewesen.

„Nein, wozu sollte das nützen,“ sagte sie, indem sie mit einem schwachen Lächeln zu ihm aufschah. „Ich möchte ja, daß er hier ist, und da steht er auch. Und die Pferde werden wohl nicht weniger frieren, wenn ich mich hinsetze und sie ansehe.“

„Sie haben dicke Decken,“ bemerkte er tröstend.

„Ja, und sie bekommen Zucker, wenn wir einsteigen. Julius vergißt nie den Zucker vom Kaffee für sie. Er denkt so viel an Menschen und Tiere.“

Der junge Journalist warf ihr einen fragenden Seitenblick zu. Er wußte nicht recht, was sie mit ihrer Aeußerung meinte. Aber er konnte schon mithalten.

„Ja, er ist eine gefühlsvolle Natur,“ sagte er. „Das merkt ja jeder und Sie, seine Frau, natürlich am besten. Er kann ja nicht einmal längere Zeit sitzen und plaudern, ohne dann und wann nachzusehen, was Sie machen. Ich sah gerade, wie er vor einer Weile hinaus in den großen Saal ging und Sie erwischte, um mit Ihnen in einer Ecke zu flüstern.“

„Um mit mir in einer Ecke zu flüstern! Ja, Sie sollte nur wissen, wozu er flüsterte.“

Ihr Gesicht, das bisher schlaff gewesen, bekam plötzlich einen scharfen und bitteren Ausdruck.

„Er wollte das Haushaltsgeld haben,“ fuhr sie fort, als ob die Worte sich unwillkürlich von selbst hervor-drängten. „Er sagte mir, ehe wir gingen, ich sollte es mitnehmen für den Fall, daß sein Geld nicht reicht. Und jetzt braucht er es. Deshalb flüsterte er.“

Sie schweig ein paar Augenblicke. Und während er sie betrachtete, sah er erst jetzt, wie modernisiert und aufgebessert ihr Anzug war, und von ihm floß ein Gedanke zu ihrem Heim. Nun erinnerte er sich, daß sich auch dort überall Spuren von etwas Nachgeholfenem und Bemänteltem fanden. Vielleicht beruhte das auf der gleichen Sache, wie sie heute abend gesehen, und wie sie viele Male früher gesehen, daß das, was für das Haus bestimmt gewesen, für anderes ausgegeben wurde? Und er dachte an den Tisch dort, wo ihr Mann der Wirt war. Da hatte heute abend mehr als ein Champagnerpfropfen geknallt, um die Freundschaft zu befestigen und die Gefühle zu erleichtern.

Aber als ob sie seine Gedanken gelesen, veränderte sich ihr Gesicht wieder und wurde nervös und ängstlich.

„Was denken Sie nun?“ sagte sie.

„Fürchten Sie, daß ich eine unglückliche, tyrannisierte Frau bin, die hungern und frieren muß, während ihr Mann das Geld an seine Vergnügungen verschwendet?“

Und sie lachte, als ob das Gesprächsthema sehr komisch wäre.

„Aber die Pferde und der Kutscher frieren. Es sind fünfzehn Grad Kälte.“

„Ach, die sind abgehärtet. Die Gewohnheit, Liebe, versöhnt einem mit allem. Setz dich, liebe Emilie, und sei ruhig. Ich will nur mein Glas austrinken, dann gehen wir.“

Und er streckte ihr die Wange und nickte ihr zu, während er sein gewöhnliches Lächeln lächelte. Es lohnte nicht, eigenfönnig zu sein. Sie schlich sich ebenso leise fort, wie sie gekommen, aber statt an ihren vorigen Platz zurückzutreten, ging sie nach dem Fenster, wo sie stehen blieb, und sah hinaus in die schwarze Nacht.

„Sagen Sie nach dem Wagen?“ fragte eine Stimme dicht neben ihr.

Es war einer der Herren aus der Gesellschaft, ein junger Journalist, der ihr nachgegangen war. Die Müdigkeit in ihren Bewegungen, wie sie dahinschlief, hatte ihm eine gewisse Teilnahme eingeflöszt, und es tat ihm leid, daß sie dort allein und verlassen stand. Außerdem waren sie sich nicht fremd. Er war mehr als einmal Gast in ihrem Haus gewesen.

„Nein, wozu sollte das nützen,“ sagte sie, indem sie mit einem schwachen Lächeln zu ihm aufschah. „Ich möchte ja, daß er hier ist, und da steht er auch. Und die Pferde werden wohl nicht weniger frieren, wenn ich mich hinsetze und sie ansehe.“

„Sie haben dicke Decken,“ bemerkte er tröstend.

„Ja, und sie bekommen Zucker, wenn wir einsteigen. Julius vergißt nie den Zucker vom Kaffee für sie. Er denkt so viel an Menschen und Tiere.“

Der junge Journalist warf ihr einen fragenden Seitenblick zu. Er wußte nicht recht, was sie mit ihrer Aeußerung meinte. Aber er konnte schon mithalten.

„Ja, er ist eine gefühlsvolle Natur,“ sagte er. „Das merkt ja jeder und Sie, seine Frau, natürlich am besten. Er kann ja nicht einmal längere Zeit sitzen und plaudern, ohne dann und wann nachzusehen, was Sie machen. Ich sah gerade, wie er vor einer Weile hinaus in den großen Saal ging und Sie erwischte, um mit Ihnen in einer Ecke zu flüstern.“

„Um mit mir in einer Ecke zu flüstern! Ja, Sie sollte nur wissen, wozu er flüsterte.“

Ihr Gesicht, das bisher schlaff gewesen, bekam plötzlich einen scharfen und bitteren Ausdruck.

„Er wollte das Haushaltsgeld haben,“ fuhr sie fort, als ob die Worte sich unwillkürlich von selbst hervor-drängten. „Er sagte mir, ehe wir gingen, ich sollte es mitnehmen für den Fall, daß sein Geld nicht reicht. Und jetzt braucht er es. Deshalb flüsterte er.“

Sie schweig ein paar Augenblicke. Und während er sie betrachtete, sah er erst jetzt, wie modernisiert und aufgebessert ihr Anzug war, und von ihm floß ein Gedanke zu ihrem Heim. Nun erinnerte er sich, daß sich auch dort überall Spuren von etwas Nachgeholfenem und Bemänteltem fanden. Vielleicht beruhte das auf der gleichen Sache, wie sie heute abend gesehen, und wie sie viele Male früher gesehen, daß das, was für das Haus bestimmt gewesen, für anderes ausgegeben wurde? Und er dachte an den Tisch dort, wo ihr Mann der Wirt war. Da hatte heute abend mehr als ein Champagnerpfropfen geknallt, um die Freundschaft zu befestigen und die Gefühle zu erleichtern.

Aber als ob sie seine Gedanken gelesen, veränderte sich ihr Gesicht wieder und wurde nervös und ängstlich.

„Was denken Sie nun?“ sagte sie.

„Fürchten Sie, daß ich eine unglückliche, tyrannisierte Frau bin, die hungern und frieren muß, während ihr Mann das Geld an seine Vergnügungen verschwendet?“

Und sie lachte, als ob das Gesprächsthema sehr komisch wäre.

Verwehtes Blatt.

Skizze von Elia Bud.

Aus einem janzischen Dorfe hatte der reisende Strom der flüchtenden Massen den Alten mit hinweggeschwemmt. Jetzt lag er mit anderen entwurzelten Volksgenossen in einer dampfenden Wiener Kessstube, hielt den zitternden Greisentopf gegen die Kaffee- und Kuchentische, die Kuchentische gegen den Wandersack und hörte die Erzählung seiner Umgebung still mit an.

Selten sprach er ein Wort. Seine Seele war zu wenig an diesem Orte; sie schlug noch immer um das alte Haus, sein „Häusle“, und bejaunte, was mit ihm untergehen oder in unheiligen Händen vertommen mußte: die alten Bücher vom Vater, der ein Rebbe gewesen, die silbernen Leuchter und die Hühner, ach, die lieben Hühnerchen, und das Pferdchen!

Wenn er diese einzigen Gefährten seines Alters ins Gedächtnis rief, dann schloß er die Lider, dann beugte seine Lippen ein lautloses Seufzen. Segen, Segen, Herr, für sie! Du bist gerecht, du wirst die Kreatur, die mit treuer war wie Menschen, nicht elend verhungern lassen!

„Woher seid Ihr?“ fragte eine polnische Städtlerin im Stillen.

„Ein Jud“ kommt immer aus der Verbannung!“ antwortete er und starrte mit den wissenden Augen an ihr vorbei.

„Habt Ihr keine Verwandten, die mit Euch warten?“ versuchte eine andere Frau.

„Nir, nir, mei' Sohn is verloren an dreißig Jahr, is geworden ein Polak — weg, weg!“

Er strich sich heftig, als müße er etwas fortwischen, über die Krone.

„Er meint e' Schauspieler!“ erklärte jemand. — „Na, und andere Verwandten, Bräuderfinder hat man doch?“ forschte ein jüngerer Mann. Er sang das letzte Wort, spreizte seine aufgekochten Hände dem Alten entgegen.

„Hob' ich! In Wien! Das is wait!“ murmelte der Greis.

„In Wien, in Wien, mer sind doch in Wien!“ schrie alles ungeberdig durcheinander.

Der Alte zog die Augenbrauen bis zum Mägenrand. Der Ausruß pfanzte sich fort. Eine Vorstandsbedame wurde geholt; eine blasse, blonde Frau, deren zarte Bewegungen noch nichts von der Resignation geübter sozialer Helferinnen hatten. Sie suchte von dem Alten, der sie aus seinem Stuhl, der sehr aufmerksam betrachtete, Namen und Stand seiner Angehörigen, und sie schrieb sich alles in ein Büchlein.

Zwei Tage darauf — der Alte sah wieder an seinem Platz und wühlte im Vergangenen — wurde ein eleganter junger Herr von der blonden Dame zu ihm geführt.

„Sie werden schon das weitere feststellen!“ sagte sie.

Der feine Herr mit den blühenden Gläsern vor den Augen beugte sich zu dem Alten und sprach freundlich:

„Ich sehe schon an der Rehnlichkeit, daß Sie einer von den Alten aus unserer Familie sind. Ich heiße Maxbaum, wie Sie.“ Er stotzte vor dem Blick des Mannes.

„Kommen Sie jetzt bitte mit mir zu meinen Eltern, die werden sich freuen.“

Und er bot dem Alten sein behandschuhetes Rechte hin. Der sah die Hand nicht zu sehen.

„Verzieh' mer Gott, wo soll ich hin? Wo mer „Sie“ sagt einem Verwandten?“

mal die Tochter am Tische, mal der Sohn, auch öfters der Vater. Mittags saßen sie rüchlich beisammen; die Tochter, die doch keine rechte Tochter sein konnte, so mit den Eltern oft das Wort ab und lachte spöttlich. Der Greis sah still am Tische, ach nach vorfichtiger Prüfung nur die Suppe, in die er Stücken Brot hineinwarf, und seufzte unterdrückt.

Manchmal kam der Sohn in sein Zimmerchen, das auf einen engen Hof hinausfah und in dem es gar nicht recht Tag werden konnte, und fragte:

„Geht es dir gut, Großvater?“

Und des Alten Kopf zitterte stärker auf dem faltigen Halbe, wenn er stets das gleiche antwortete: „Nann's mer gut gehen, wo mei' Häusche brennt, wo mei' Hühner, mei' Pferdche vertommen?“

Schließlich fragte der Junge das nicht mehr; aber er kam doch jeden Tag ein Weiden. „Ein Herz hat er, ein Herz —“ murmelte dann der Alte für sich.

An einem Abend klappte der Greis aus seinem Stübchen heraus, irrte sich in einer Tür und kam in ein Zimmer, wo er sich nicht auskannte. Wie er stillstand, drangen von nebenan sehr laute Stimmen zu ihm.

„Na, das geht auf keinen Fall, Mama — man macht sich zum Gespött. Der Hofrat wipelt ohnehin gern, und wenn man auch wegen einer guten Tat keine Scharlasmen zu fuchsen hat — aber —“ Die Tochter wurde unterbrochen.

„Ich wünschte, ich hätte den Alten gelassen, wo er war; in der Kessstube lag er immer noch besser als bei Euch!“

Der Sohn schrie das mit einer hellen zornigen Stimme.

„Mei' keinen Unsinn! Aber in der Tat, es geht ja doch nicht auf die Dauer. Es bedrückt mich, es bedrückt mich, Mann! Wir müssen ihn in ein Altersheim einkaufen.“

Das war die nervöse, nörgelnde Stimme der Mutter.

„Kaufen, einkaufen — bin ich'n Krösus?“ brüllte der Vater los. „Verfluchte Weiber — Jdeen, Philantropie, — laufen's rum und machen sich wichtig — und nachher mit auf'n Hals.“

Da klappte der Alte die Tür auf. Ruhig ging er auf die erschreckt. Verstummen zu und sagte:

„Wißt' ich will euch bloß was erzählen. Ich hab' mal e' Jirlus gesehen — da hat e' Mensch mit so Hofen, so grüne, hat er e' scheenes Kästchen gebracht und hot so gemacht, als er sich krat. Donn hat' Jorgen gemacht — na, ihr megt's schon kennen — schwapp, und hinter sich hat er's Kästchen dabei umgerannt! So is mit sich!“ Der Alte sah sie alle an.

„Ihr müßt'm Hofrat ind alle Laiz Verbeugungen machen, da tritt mir's scho hinter sich wo's um! Drum laßt mich gehn!“

Und er drehte sich um und murmelte: „Sterb' ich auf der Straß' — nu, so sterb' ich auf der Straß!“

Sie ließen ihn nun nicht gleich weg; aber nach zwei Tagen kam der Sohn und sagte:

„Großvater, ich fahr' mit dir nach Prag, da ist ein Heim; das nimmt dich auf, bis der Krieg zu End' ist, und da wird's dir auch wohlher werden!“

So geschah's.

Der Alte war so müde und müde; er schlief fast während der ganzen Fahrt. Die dünnen Reine in den Schaffstiefeln hatte er von sich gestreckt, der Mund klappte ihn.

Der junge Herr vor ehrlich froh, als er ihn aus den Händen geben konnte. Dies alte Uebel hatte einen zu heftigen Stoß bekommen; es klappte nur noch ein bißchen weiter, aber bald würde es stillstehen.

Und so wars ein Sonnabendnachmittag, als er die Stufen zum Tempel wieder hinunterpumpelte und sich zum Kreis der Lichte hindrücke. In dem dunklen Bau tanzten die Schatten um Wände und Gebälk; es war kühl, gleich einem Grabgewölbe. Der Alte sank auf eine Bank und atzte ganz leise.

Worte drangen zu seinem Ohr. Eine dunkle Stimme sprach in schwerer Feierlichkeit:

„Er macht etliche zum großen Volk und bringt sie wieder um. Er breitet ein Volk aus und treibet es wieder weg. Er nimmt weg den Mut der Obersten des Volkes im Lande — daß sie in der Finsternis tappen ohne Licht, und macht sie irre wie die Truntenen.“

Dem Alten schwebten die Gedanken. War da nicht Müßel? Anaben fangen, aber so fern — es war nur noch wie silbernes Grillengezirp in Sommernächten. Das weite braune Land lag vor ihm, und er war jung, sah auf dem kleineren Wägelchen, und lustig lief sein Pferdchen! — Eine dunkle Stimme klagte hinein:

„Wieviel ist meiner Müßel und Sünde? Willst du wider ein wehendes Blatt so ernstlich sein und einen dünnen Halm verfolgen?“

Und nun war es plöglich still, o, so still. Nacht deckte das Land, aber kein Pferdchen lief.

Einmal noch tat der Alte die Augen auf, da sah er die Lichte erlöschen.

„Schabbes aus!“ murmelte er. Er was rührte ganz sanft an sein Herz. Später kam der Diener und stieß ihn an. Er wußte ja nicht, daß der Alte mit seinem Pferdchen schon lange zu den Sternen gefahren war.

Die Ausnahmismenschen.

Wenn Menschen noch so anspruchsvoll still durch das Leben wandern, in einem denkt doch jeder groß: „Ich bin nicht wie die andern.“

Wie böse müssen die Männer sein, wenn sie die Frauen für die besseren Hälfte halten!

Bei den Frauen weiß man nie recht, ob eine Chamaid echter Schwindel ist.

Der Kluge hat soviel zu denken, daß er nicht zum Sprechen, der Dumme soviel zu sprechen, daß er nicht zum Denken kommt.

Die Kandidaten, die lebigen, Glauben, sie können predigen; Doch richtig predigen lehrt ihnen Die Frau erst hinter den Gardinen.

Das Ideal der Menschen ist das Geld. — Ein Lump, wer kein Ideal hat!

Nie wird dir ein Lorbeer sprechen Mit den Frau'n im Wortgefecht. Zertritt du, so mußt du's büßen; Ach, und wech' dir, hast du recht!

Die Warnung.

„Do sage mir noch einer, daß so ein Aelter keinen Verstand hätte, meine Herren! Als ich mit meiner jetzigen Frau auf dem Standesamte war und gerade das bindende „Ja“ ausgesprochen wollte, zupft mich einmal jemand an Rock. Und wer sieht da, als ich mich umdrehe? Mein treuer Tadel Männer, der mir nachgeschlichen war und mich jetzt mit seinem klugen Augen zu anah, als ob er jagen wollte: „Du! now ist's Zeit!“ Na, das „Ja“ habe ich trotzdem ausgesprochen; aber ich habe doch so manchen in meinem Leben an den ahnungslosen Klätzer denken müssen!“

— Durchschaut. Buchhalter: „Der Prinzipal, ich möchte für morgen im Urlaub bitten, eine alte Tante von mir ist gestorben!“

Prinzipal (jovial): „Aber gewiß doch, — wollen Sie nicht vielleicht bei der Gelegenheit meine neue Plinte einschicken?“

— Hebertrompelt. „Es ist wohl sehr schwer, wenn eine Tochter heiratet und man sie weggeben muß.“

„Schwerer noch, wenn man sie wieder kriegt.“

— Bitter. „Also, gnädiges Fräulein, wäre es Ihnen willkühr lieber, Ihres Geldes als Ihrer Schönheit wegen geheiratet zu werden?“

„Gewiß, denn so wäre ich wenigstens meiner Sache sicher...“

— Gelungenes Kompliment. „Ihre Rede gestern, Herr Meyer, war wieder großartig. Na ja, man kommt immer mehr dahinter; es gibt doch nur einen Meyer auf der Welt!“

— Er sagt. Frau Sarelhuber (zur Frau Krämerer, deren Mann unlängst gestorben ist): „Seht mich an, ich bin so schön!“

Frau Krämerer: „Freilich wohl, Frau Sarelhuber!“

Frau Sarelhuber: „Aber ich habe mir neulich ein Sanderl angeschafft, das solgt auch sehr schön!“